

Michael Kleeberg



Roman

DVA

VATERJAHRE

sein, ein Joseph und steht mit großen Augen zwischen Ochs und Esel. Charly weiß nicht mehr, wann ihm diese Erkenntnis gekommen war, irgendwann in der Rückschau oder zu Weihnachten, jedenfalls nicht im Kreißsaal.

Heike war eine vorbildliche Schwangere. Sie arbeitete bis in den achten Monat, hatte keine Migräne, musste sich nicht übergeben und war noch erstaunlich lange bereit, mit ihm zu schlafen. Oxytocine und Vernunft ließen sie nach der ersten Ultraschalluntersuchung von einer Stunde auf die andere das Rauchen einstellen. Nie mehr fing sie wieder damit an. Trauerte dem auch nicht nach. Sie war nicht mehr alleine ab diesem Moment, und Charly, der sich so monogam, so bereit zu gemeinsamer Brutpflege fühlte wie eine Meise, ein Schwan, ein Fuchs oder eine Präriewühlmaus, musste feststellen, dass er trotz aller Unterstützung seiner Hormonrezeptoren vor allem seinen guten Willen brauchte, wogegen seine Frau sukzessive und ganz ohne Mystik eine andere wurde und einen anderen Bund eingegangen war.

Als er sie, das seit Tagen bereitstehende Köfferchen in der Hand, ins Krankenhaus brachte und sie beide noch scherzend und mit einem Gefühl wie Lampenfieber sich die kommenden Stunden ausmalten, nicht ahnend, dass es zwanzig werden würden, da hätte ihm seine Josephsrolle schon deutlich werden können, die eines Helfers und Gut-Zureders und mehr oder minder hilflos bei den Atemübungen Assistierenden. Denn alles das, was danach folgte, das völlig Neue, ganz und gar Fremde und Beängstigende – die Atemstöße und die zunehmenden Schmerzen, zunächst erträglich, dann plötzlich so unerwartet peinvoll, dass die nächste Wehe mit Furcht erwartet wurde, dann wie ein langsames Eintauchen in eine Flucht immer engerer, luft- und lebenabschnürender konzentrischer Kreise oder Eisenbänder und die Erwartung, vom jeweils nächsten zermalmt zu werden, und das atemlose Erstaunen, noch einen Ring weiter und tiefer gekommen zu sein, und die Sicherheit, den nächsten nicht mehr zu ertragen, ihr Stöhnen, dann ihr ausatmender Schrei, dann die sich lösenden Tränen, das Pressen bis zur Verformung ihres Kopfes, ihres Halses, ihrer Schultern, und schließlich, jenseits des Endes aller Kräfte und erst nachdem die herbeigerufene Hebamme den Chefarzt unsanft zur Seite gedrückt, um mit ihren Händen den rot geäderten riesigen Bauch zu kneten wie ein Bildhauer den Ton, bis sie das Kind darin mit dem Kopf voraus in den Geburtskanal bugsiiert hatte, das letzte nervenzerreißende Crescendo von Schmerzen und Wehen und Schreien (als er nicht mehr daran glaubte, nur noch seine Frau gerettet haben wollte), und so plötzlich wie zuvor die Entwicklung endlos gewesen war, die fischartig flutschende Erlösung in Blut und Gewebe –, alles das gehörte nur ihr, Leid und Erlösung

ausschließlich ihr (und ein wenig der Hebamme).

Was Joseph tun konnte, wozu er nötig war, das war die Bereitschaft zu sozialer Monogamie. Er wurde gebraucht (wenn auch nicht um den Preis des Lebens) von dem Doppelwesen, das da geboren war, er stand ihm am nächsten und weinte, als die Hebamme das Neugeborene auf Heikes schweißnassen Bauch legte. Er wagte nur, ihre nasse Stirn zu küssen, Ehrfurcht, Scheu, Ekel, Vorsicht ließen gar nichts anderes zu. Das, wie sollte man es nennen, das selig-müde, Fältchen und Krähenfüße spinnende Lächeln, das weniger eine Aktivität ihrer Gesichtsmuskeln zu sein schien als vielmehr etwas von außen über sie gebreitetes oder aufgeprägtes, dieses Lächeln war etwas ganz Neues und Niegesehenes, und keine Verschmelzung, kein Orgasmus hatte je etwas Ähnliches hervorrufen können.

Maler der Spätgotik und der Renaissance haben es in ihren Mutter-und-Kind-Gemälden dargestellt, dieses Lächeln: Es zeigt sich weniger am Bogen der geschlossenen Lippen – die nur ganz leise angerührt scheinen, so wie ein zarter Windhauch ein Blatt am Baum nicht flattern, sondern nur beben lässt – als an den Augen. Die Lider sind noch schwer, als erholten sie sich langsam von einer Last, die lange auf ihnen gelegen hat, und der Blick, der, ganz exklusiv und alles andere ausschließend und ausblendend, das Kind erfasst, nicht so sehr ansieht als vielmehr birgt, der Blick, in dem sich Staunen, Bangigkeit und zärtliche Zuneigung die Waage halten, scheint über die festgehaltene Sekunde hinaus in eine Art von Ewigkeit zu gehen, in ein Vergangenes und Zukünftiges umfassendes Präsens, und ist daher Freude so gut wie Trauer, die beide in dieser Dimension ununterscheidbar werden.

Es liegt aber noch etwas anderes in den Gesten der Mutter (wie in ihren Blicken, die immer auf das Kind gerichtet sind, das seinerseits diesen Blick nur selten erwidert), etwas Ausgrenzendes, eine Art exklusiver Besitzanspruch; nicht nur bergen die Arme der Mutter den Säugling, sie verbergen ihn auch vor dem Vater.

In irgendeinem Museum hat Charly einmal ein Gemälde gesehen, etwas Italienisches aus dem fünfzehnten Jahrhundert, eine Szene auf der Flucht nach Ägypten, Mutter und Kind auf dem Esel, Joseph daneben. Der Esel hat den Kopf gesenkt und macht sich ans Gras, die Gruppe will rasten. Joseph steht vom Betrachter aus gesehen rechts von ihm, den Kopf gesenkt, die Gerte schlaff in der Hand, offenkundig erschöpft und müde. Marias Beine hängen an der rechten Flanke des Tiers hinab, sie ist im Begriff abzustiegen, hat das Jesuskind dafür mit beiden Händen umfasst und hält es ein wenig von sich ab. Ihr Kopf aber ist zu ihrem Mann gewendet, sie mustert ihn vor dem Absteigen kurz über die linke Schulter. Ja, sie mustert ihn, es ist kein abschätziger Blick, aber ein flüchtig einschätzender, ein Blick

des Nutzdenkens: Kann er noch? Ist er uns noch eine Hilfe? Kann er noch etwas für uns tun? Haben wir ihn überbeansprucht, überschätzt? Macht er schlapp und lässt uns im Stich?

Damals bei der Geburt wurde Charly Zeuge einer Verwandlung – die kein großes Aufhebens von sich machte, das war nicht Heikes Stil, aber eine Verwandlung war es. Ein verwandelter Blick, verwandelte Gesten (ihre Armhaltung, die Neigung ihres Kopfes und der veränderte Lichteinfall darauf, wenn sie das Baby an ihrer Brust barg und es resolut »andockte«, wie die Hebamme das nannte, damit es zu saugen begann), aber er, der Mann, Karlmann, der heilige Joseph, er hatte sich nicht verwandelt, ihm war nichts verkündigt worden. Er war der Hüter des Paares, das nicht über Oxytocin-Rezeptoren, sondern durch eine Nabelschnur aus Fleisch und Blut miteinander verbunden gewesen war, und wenn er in den Tagen nach der Geburt (die von Max ging viel schneller und unkomplizierter) die innige, wie aus einem einzigen Stück Olivenholz geschnitzte Umarmung von Mutter und Säugling betrachtete, erfüllte ihn der Gedanke, Joseph und dafür verantwortlich zu sein, die kostbare Fracht nach Ägypten und wieder zurück zu geleiten, den Esel am Strick hinter sich herzuführen, Wegelagerer mit dem Stock zu vertreiben und für Essen und Unterkunft zu sorgen, mit einem Behagen, das er nie zuvor verspürt hatte, weil ihm nie zuvor aufgegangen war, wie reizvoll es sein kann, im Film des eigenen Lebens eine Nebenrolle zu spielen.

Luisa versucht es noch einmal anders.

Und wie ist es im Himmel?

Das wissen nur die, die dort sind. Und die können es uns nicht sagen.

Meinst du, dass man alle seine Freunde wiedertrifft im Himmel?

Ich kann es dir nicht versprechen, aber ich glaube, im Himmel passiert all das, was du dir am allermeisten wünschst.

Kriegt man dann da auch sein Lieblingsessen?

Was würdest du dir denn wünschen?

Fischstäbchen mit Pommes und Ketchup!

Ich bin sicher, es gibt himmlische Fischstäbchen.

Sie denkt nach. Dann schüttelt sie den Kopf.

Nein, das geht nicht, Papa.

Warum nicht?

Weil die Fische, die sterben, im Himmel ja auch wieder aufwachen. Dann können sie doch nicht nochmal zu Fischstäbchen gemacht werden.

Ja, wahrscheinlich hast du da recht. Wahrscheinlich gibt es dort auch ganz andere

Sachen zu essen.

Papa, meinst du, dass Bella merkt, dass sie nicht mehr so gut riecht?

Ja, das glaube ich bestimmt.

Woher kommt das?

Das ist die Krankheit. Aber genau kann ich es dir nicht sagen.

Aber du hast dich nicht bei ihr angesteckt?

Nein, ganz sicher nicht. (Vor allem nicht an einem am Anus durchbrechenden Tumor!)

Ich will nicht, dass sie stirbt!

Ich weiß, aber vielleicht können wir ja –

Ich will keinen anderen Hund, ich will meine Bella!

Ich wollte doch gar nichts sagen von einem anderen Hund ...

Aber genau das hat er natürlich gewollt. Der Hund, der (noch bevor es eine Bella gab) zu dem kostbaren Bild dazugehört, das nur als ein vollständiges Charlys Glück verbürgt. Du weißt es noch und siehst es vor dir, während du das weinende Kind an deine Brust drückst:

Als Heike aus der Tür des Sprechzimmers ihrer Frauenärztin trat und Charly die aufgeschlagene *Geo* in den Schoß legte und sie ansah und binnen einer Sekunde an allem – der Körperhaltung, den Augen mit den Lachfältchen, dem zu einem kaum sichtbaren Lächeln an den Winkeln hochgezogenen Mund – das Wunder ablas, da war das erste Bild, das sich vor ihm aufbaute, dreidimensional und in leuchtenden Farben, noch bevor er stand und sie in die Arme nahm, das einer Kindheit, die sich diametral von seiner eigenen unterschied, so wie er sie weniger bewusst erinnerte denn vielmehr als Gefühl in sich spürte.

Und das war bei Lichte betrachtet so merkwürdig wie unlogisch.

Und dennoch war es etwas, das in ihrer Lebensplanung nie zur Diskussion stand. Es war das Bild einer Kindheit mit einem schwanzwedelnden Golden Retriever in einem grünen Garten mit einem Einfamilienhaus wie aus der Margarinereklame, das Bild einer vollkommen idyllischen Kindheit an einem einzigen Ort, ohne Umzüge, ohne Einsamkeit, ohne Entwurzelung, ohne Ängste und Verluste und den Zwang, sich immer wieder neu durchzusetzen, ohne Sehnsucht und Neid und Schmerz.

Eine Kindheit, die ein genaues Gegenteil deiner eigenen sein muss.

Eine Kindheit also ohne jenen ersten, unerwarteten Abschied aus Friedrichshafen, mit dem alles begann. Aus Friedrichshafen mit seinen drei Kirchtürmen – oder besser vier, denn die Schlosskirche besitzt deren zwei. Zwei perfekte, symmetrische, barocke Zwiebeltürme, er sah sie aus dem Grün herausragen bei jedem Spaziergang

die Uferpromenade entlang. Die Schlosskirche hatte etwas von einer Adelherrin, einer Stiftsdame, alterslos, von ebenmäßigen Zügen und ruhiger Würde, die zurückgezogen vom Trubel der Stadt in ihrem Park lebte, über dessen Mauern sie herübersah, die Distanz genießend, die ihre Majestät gebot und die ihr gewährt wurde. Als Kind hat er die Kirche neben Erika, zwischen den Eltern ein einziges Mal betreten, zur Weihnachtsandacht in einer eisigen Winternacht. Sie war kalt, kerzenleuchtend und von karger Heiligkeit. Die Nikolauskirche im Innenstadtbogen mit ihrem Stufengiebel dagegen liebte er, wie man eine rosige und vergnügte dicke Marktfrau liebt, die einem mitten im Winter heiße, gezuckerte Backäpfel schenkt. Dem Kindern vertrautesten Heiligen gewidmet, strahlte sie Güte und Herzenswärme aus, sie erinnerte ihn an die Kirchen auf den Adventskalendern, und vielleicht bildete er sich tatsächlich ein, man könne in der Vorweihnachtszeit ihre Portale, Türchen, Fenster und Luken aufklappen und bekäme flötende Engel, Lichterkranze, eine Eule im Dachstuhl und eine im Heiligenschein des Kindes schimmernde Krippe mit Ochs und Esel zu sehen. Dagegen erfüllten ihn Bangigkeit, Angst vor dem Tod und seinem düsteren Engel und eine gewisse Abscheu angesichts der Canisius-Kirche zwischen den Bahngleisen und dem Maybachwerk ganz in der Nähe des alten Schulhauses, in das er jeden Morgen eintrat. Mit ihren schwärzlich-ochsenblutroten Backsteinmauern, die in seiner Erinnerung viel rußiger und düsterer sind, als sie heute auf Fotos wirken, ließ sie ihn an ein Fabrikgebäude denken, einen Verschiebebahnhof, irgendein lärmendes, stampfendes Mahlwerk der Seelen, in dem kein lieber Gott wohnen konnte, eher sein rußiger, schwarzer Widerpart, der in seinen Albträumen eine so beherrschende Rolle spielte. Dennoch war auch die St. Petrus Canisius-Kirche vollwertiger Teil dieser Trias, des Dreiecks der Kirchtürme, deren Silhouetten für ihn so etwas darstellten wie christliche Eschen Yggdrasil, die Säulen, auf denen das Himmelsgewölbe sicher ruhte mit seinen wer weiß wie vielen Sternlein, seinen Schutzengeln und den verstorbenen Großvätern, die wohlwollend herabsahen.

Und dann zogen sie fort aus dieser Stadt, in der er Jürgen Rieger, der die ganze Klasse terrorisierte und es auch bei ihm versuchte, auf dem Nachhauseweg in den Entwässerungsgraben geboxt hatte, wodurch das Leben plötzlich freie Bahn in alle Zukunft versprach. Fort aus der Stadt, deren Seegeruch er, wenn er möchte, in seine Nase zaubern kann, den brackigen und würzigen Geruch an der Treppe hinab zum Wasser auf dem Weg zum Hafbahnhof und dort den metallischen Geruch der Waage in der großen Halle, auf deren silbriges, profiliertes, leicht schwankendes Fußblech er stieg, und er erinnert sich an das Gefühl des kleinen, pastellfarbenen